Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 22. Posen, den 28. Mai. 1882.

Das fremde Fräulein.

Dem Leben nacherzählt von Edwin Dietze.

(Schluß.)

Die Tage vergingen; der Frühling war in's Land gegangen, der Sommer ihm gefolgt. Ein sonniger Herbsttag mit seiner milden, klaren Luft hatte einige nähere Bekannte der gräflichen Familie — unter diesen auch ich — im Schloß vereinigt. Es galt, den Geburtstag des Grafen zu feiern. Die heiterste Stimmung herrschte, namentlich unter den fremden Herren; selbst der Graf hatte seine gewohnte Zurückhaltung aufgegeben. Diese Stimmung steigerte sich mehr und mehr, und als es Abend geworden, ging sie schließlich in Ausgelassenheit über.

Die Gräfin-Mutter hatte sich zurückgezogen; wir Herren saßen auf der Terrasse hinter dem Schloß, deren breite Freitreppe in den Park hinabführte. Auf dem Tische standen Gläser und Weinflaschen, sowie einige Windlichter, welche gerade die nächste Umgebung nothdürftig erhellten. Ein schmaler Lichtschein blitzte hier und dort durch die Zweige der alten, prächtigen Bäume des Parkes. Der Vollmond zog langsam seine Bahn, höher und höher. Als er die Wipfel der Bäume erreicht hatte, begann das schwache Licht desselben gegen die um uns herrschende Finsterniß anzukämpfen. Hellere Stellen — Sträucher und Rasenflecken — traten hervor; ein schmaler Lichtstreifen lag auch auf der untersten Stufe der Freitreppe.

In der Unterhaltung war eine Pause eingetreten; man vernahm das Rauschen des Abendwindes in den Blättern. — Es fing an kühl zu werden; ein leises Frösteln überkam mich.

„Ah — sieh da", hörte ich plötzlich die Stimme des Baron Zoist halblaut sagen.

Mein Blick wandte sich unwillkürlich nach dem Park. Auf der Treppe sah ich eine weiße Gestalt, welche langsam zu uns herauf schritt. Es war, als ob sie das Mondlicht nach sich zöge, denn es schob sich von Stufe zu Stufe, bis es, mit ihr oben angelangt, breit über die Terrasse hinfluthete. Jetzt erkannte ich auch die Gestalt — es war Adele. Sie sah in dieser Beleuchtung wunderbar schön aus.

„Comtesse Cäcilie vermißt ihr goldenes Kreuz. Es muß auf einem der Nebentische liegen geblieben sein." Indem sie es sagte, schritt sie dicht an dem Baron vorüber. Ich sah, wie dieser schnell seinen Arm um ihre Taille legte.

„Den Arm hinweg, frecher Mensch! — Auf der Stelle den Arm hinweg!"

Der Graf rief diese Worte mit heiserer Stimme, sprang erregt auf und machte Miene, sich auf den Baron zu stürzen; sein Gesicht war verzerrt, die Augen traten hervor.

Der Baron hatte Adele freigegeben und sich langsam von seinem Stuhle erhoben. Auch wir Andern waren überrascht und bestürzt aufgesprungen. Adele wich erschrocken und zitternd zurück. Es war eine Scene voll dramatischen Lebens.

„So steht die Sache?" sprach der Baron langsam, indem er seinen Gegner mit spöttischem Blick ansah.

Ich bemerkte, daß der Graf seine Erregung gewaltsam niederkämpfte. Er trat zu Adele, bot ihr den Arm und führte sie hinweg. Wir sahen dem Paare stumm und verwirrt nach. Adele hing bebend am Arm des Grafen; hinter ihnen vereinigte sich Beider Schatten zu einer unförmlichen Gestalt, je weiter sie sich von uns entfernten, desto größer wurde diese Schattengestalt. Es war wie ein schwarzes Verhängniß, welches sich an ihre Fersen heftete und Schritt für Schritt hinter ihnen herzog.

Als sie in einem Seitenportal verschwunden waren, legte Baron Zoist nachlässig die Arme auf die Ballustrade der Terrasse und pfiff leise eine Opernmelodie vor sich hin. Niemand sprach; es mochte wohl Jeder im Stillen die Frage aufwerfen: Was nun?

Bald kam der Graf zurück. Das Folgende brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu erzählen. Die beiden Gegner trafen sich bei Sonnenaufgang auf neutralem Boden. Mein Beruf ließ mich ein Zeuge dieses unseligen Duells sein. Ich hatte die Nacht in meiner Behausung zugebracht; bald stürmten trübe Gedanken auf mich ein, bald grübelte ich über das Verhältniß zwischen den Beiden nach. So trieb ich es stundenlang, bis der offene Jagdwagen des Grafen vor meiner Thür hielt und wir zum Rendezvous-Ort fuhren.

Der Graf starrte düster vor sich hin; er sprach während der Fahrt kein einziges Wort. Unser Weg führte bald durch hochstämmigen Wald, bald durch niedrige Schonungen. Ueberall lag noch der feuchte, schwere Nebel, wie ihn die Jahreszeit mit sich brachte. Die weißgraue Masse lagerte dicht am Boden, hing an den Zweigen der Sträucher und stieg hinauf bis an die Wipfel der Bäume. Eine Krähe, welche von einer Kiefer aufflog, entschwand bald unseren Augen; — der mißtönende Schrei, den das Thier ausstieß, klang gedämpft, wie aus weiter Ferne zu uns herunter.

Wir waren die Ersten auf dem Platze. Ich packte meine Instrumente an einer etwas abseits gelegenen Stelle aus, im Stillen die Hoffnung hegend, daß noch in zwölfter Stunde eine friedliche Wendung eintreten würde. Der Graf stand in einiger Entfernung an einem Baum und sah finster nach der Richtung, aus welcher der Baron kommen mußte. Plötzlich trat er auf mich zu und ergriff meine Hand, welche er konvulsivisch drückte.

„Doktor, Sie versprechen mir, falls mir ein Unglück zustoßen und eine gewisse Dame Ihre Hilfe in Anspruch nehmen sollte, sich ihrer anzunehmen. Ferner bitte ich Sie, der Gräfin die Ursache des Duells zu verschweigen. Dieselbe und alles Nähere wird ihr von Jemandem mitgetheilt werden, welcher —"

Er schwieg; ich erwartete vergeblich den Schluß seiner Rede. Da fuhr auch schon der Wagen des Barons heran und ich hatte nur noch Zeit, ihn meiner Bereitwilligkeit zu versichern. Ein zweiter Wagen folgte; wir waren Alle an Ort und Stelle.

Der Sühneversuch mißlang; die Gegner griffen zu den Waffen. Ich werde das Bild, welches der kleine, offene Platz mitten im Walde bot, nie vergessen. Die Sonne war während der Vorbereitungen heraufgekommen, der Nebel wurde leichter und zertheilte sich an einzelnen Stellen. Der Baron, als der Beleidigte, hatte den ersten Schuß. Der Graf stand gelassen, in der herabhängenden rechten Hand das Pistol haltend und den Schuß des Gegners erwartend. Dieser schien mir der Unruhigere von Beiden zu sein; seine Hand zitterte ein wenig, und halb wie unsicher, halb wie suchend, schwankte der kurze Lauf des Pistols hin und her. Ich glaube, wir Alle hielten den Athem an.

Der Schuß fiel und mit diesem der Graf. Ich eilte hinzu und sah auf den ersten Blick, daß die Wunde eine tödtliche war; die Kugel saß im Rückgrat und hatte die edelsten Theile verletzt. Der Graf sprach mit dem Aufgebot der letzten Kräfte;

ich verstand nur einzelne Worte: „Grüßen ... Adele ... sie ist ... Schutz ... versprochen ...“

Wir fuhren einen Todten nach Hause. Langsam wurde der weite Weg zurückgelegt. Das Tageslicht hatte sich siegreich durchgekämpft und die ersten Strahlen desselben glänzten durch den Wald, bald hier sich an einen Baumstamm schmiegend, bald dort über eine bloßgelegte Wurzel gleitend, den Waldweg überstrahlend und um das finstere Gesicht des Todten spielend. Die Räder klapperten, der Wagen schwankte hin und her, die Pferde schnoben in die frische Morgenluft hinein; der Kutscher, eine treue Haut, drehte sich wieder und wieder um, bald mich mit weit aufgerissenen Augen entsetzt anstarrend, bald dieselben zu seinem todten Herrn herabsenkend: es war eine stille, traurige Fahrt.

Dabei gedachte ich der Ursache des Zweikampfes. Wer sollte der Gräfin die Mittheilung davon machen? — Etwa Adele? ... Was hatte sich mit den Beiden ereignet? ... War die Beziehung zwischen ihnen eine nähere? ... Was war es, das mir der Graf verschwiegen? Ich kam zu dem Entschluß, mit Adele ein offenes Wort zu reden, wenigstens den Versuch zu machen, in dieser traurigen Angelegenheit klar zu sehen.

Ich ließ den Wagen in einiger Entfernung vom Schlosse halten und die Leiche des Grafen in aller Stille in sein Schlafzimmer bringen. Dann begab ich mich zu der Gräfin-Mutter; es war ein schwerer Gang. Bei einer Biegung des Korridors stand ich plötzlich Der gegenüber, die der Graf mir noch so warm an's Herz gelegt hatte. Sie war todtblaß.

„Doktor! .. was ist mit ihm, mit dem Grafen? .. Sie haben ihn auf sein Zimmer gebracht ... o, ich habe es wohl bemerkt! ... Ich beschwöre Sie ...“

Ihre Worte kamen stoßweise, abgebrochen heraus; sie bot einen erschütternden Anblick.

„Liebes Kind ... fassen Sie sich, Adele! .. Dem Grafen ist ein Unglück zugestoßen ... er ist schwer verwundet ...“ — Sie sah mich mit irrem Blick an, strich sich dann langsam das wirre Haar aus der Stirn und sagte mit einer starren Ruhe:

„Er ist todt ... Warum sagen Sie es nicht sogleich?“

Ihr Blick war fest, kalt geworden und drang mir bis auf den Grund meines Herzens. Ich ergriff ihre Hand und wollte sprechen.

„Es ist gut“, sagte sie tonlos; „ich weiß jetzt Alles.“

„Der Graf hat mich gebeten, für Sie zu sorgen, und wenn Sie ...“

Sie nickte kurz.

„Ich danke Ihnen. — Jetzt nicht .. wohl aber vielleicht — später.“

Die letzten Worte sprach sie leise, mehr wie im Selbstgespräch. Dann entzog sie mir ihre Hand, wandte sich um und ging langsam in ihr Zimmer.

Mich wunderte, daß sie von dem Duell Kenntniß hatte; doch dachte ich, sie liebt ihn, und seine Vorbereitungen sind ihr gewiß nicht entgangen.

Es währte lange, ehe ich Zutritt zu der Gräfin-Mutter fand. — Das Gerücht von dem, was draußen auf der Haide geschehen, mochte sich inzwischen im Schlosse verbreitet haben. Alle liefen mit verstörten Mienen umher, hastig, zwecklos.

Endlich wurde ich empfangen. Die Gräfin kam mir entgegen.

„Was ist mit meinem Sohn?“

Ich theilte in schonender Weise die traurige Thatsache mit. Wohl fuhr sie erst entsetzt zurück, jedoch faßte sie sich bald. Sie hatte immer eine wunderbare Selbstbeherrschung besessen und stets, in allen Lagen „Contenance“ als das erste Erforderniß einer Dame von Geburt angesehen. Ich bezweifle nicht, daß sie dabei tief erschüttert war und wirklichen, wahren Schmerz empfand. Ihre Frage nach der Ursache des Duells konnte ich nicht beantworten und entschuldigte mich mit meinem, dem Grafen gegebenen Versprechen.

Später habe ich erfahren, daß sie auch noch bei den Betheiligten Anfrage gehalten, jedoch vergebens; auch diese schwiegen.

Der Winter war gekommen; er trat mit großer Strenge auf und erschwerte mir die Besuche im Schlosse.

Adele war während dieser Zeit ein Schatten gegen früher geworden; verstört ging sie einher, auf ihrem Gesicht lag eine tiefe Abspannung. Auch die Herrin des Schlosses machte mir viel Sorge und ihr Befinden ließ mich alle meine Kunst aufbieten. Konnte ich ihr doch die besten Heilmittel: Seelenstimmung und Trost nicht geben.

Wenn ich in meinem Zimmer saß und in den wenigen freien Stunden, die mir zu Gebote standen, über Dieses und Jenes nachdachte, da drängte sich stets das Bild Adele's in den Vordergrund. In welchem Verhältniß hatte sie zu dem Grafen gestanden? .. War der Beweggrund, welcher ihn veranlaßte, dem Baron das „Frecher Mensch“ entgegen zu schleudern, mehr als seine angeborne Ritterlichkeit gewesen? .. War es Liebe?

Ein Schleier lag noch immer darüber und eine Gewißheit war mir noch nicht geworden.

Adele hatte meine Hilfe bisher noch nicht in Anspruch genommen. Sie befand sich nach wie vor in ihrer Stellung; die Kinder hingen an ihr, und nur die Gräfin-Mutter schien der Gouvernante von Tag zu Tag abgeneigter zu werden. Ich glaube, daß sie im Stillen sich mit der Absicht trug, ihr eine Nachfolgerin zu geben.

Eines Abends, ich war eben von einem Schwerkranken nach Hause gekommen und im Begriff, es mir bequem zu machen, hörte ich, daß die Hausthür geöffnet wurde und eine Frauenstimme nach „Herrn Doktor Lorenz“ frug. Schwere, müde Schritte kamen langsam die Treppe herauf und auf mein Zimmer zu. Ich machte die Thür auf. Die Dame, welche dicht verschleiert war, mußte einen weiten Weg zurückgelegt haben; die Kleider waren naß, auf einzelnen Stellen lag noch der Schnee. Aus Allem sah ich, daß sie nicht aus dem Städtchen sein konnte. Auf meine Frage, was sie wünsche, schlug sie den Schleier zurück: es war Adele. Sie sah mich mit einem langen Blick an.

„Jetzt können Sie Ihr Versprechen, das Sie dem Grafen gegeben haben, erfüllen“, sagte sie mit harter Stimme.

„Die Zeit ist da; es ist geworden, wie ich mir gedacht hatte.“ Sie schlug die Hände vor das Gesicht, einzelne Thränentropfen drangen zwischen ihren Fingern hervor und ein tiefes Stöhnen kam aus der Brust herauf. Ich bemühte mich, sie zu beruhigen und bat, mir Alles zu erzählen. Sie setzte sich langsam auf einen Stuhl und sah starr vor sich hin. Ich schwieg, um ihr Zeit zu lassen, sich zu fassen und die Gedanken zu sammeln. In diese Stille klang das Brausen des Wintersturmes; er rüttelte bald hier an den Fensterläden, verfing sich bald dort in den engen und winkeligen Straßen des Städtchens.

Endlich begann sie zu sprechen, leise, abgebrochen.

„Als wir uns an jenem Frühlingstage trafen, an dem ich im Begriff stand, meine Stellung im Hause des Grafen Hohenfels anzutreten, machte ich an das Leben keinerlei Anspruch. Was hätte auch die arme Gouvernante zu erwarten gehabt?! Aber als Sie dann mit der neu keimenden Natur um uns auch dem Menschen neues Leben zukommen ließen, da fuhr es mir wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder. Ich dachte, es giebt also doch noch Menschen, welche hoffen und sich am Leben erfreuen. Der, der neben Dir steht und zu Dir diese Worte gesprochen, ist über den Mittag seiner Zeit hinaus. Und Du selbst, mit Deinen zwanzig Jahren, willst kleinmüthig sein, Dich verschließen und der Welt absagen? Doktor, ich habe ein rasch schlagendes, warm fühlendes Herz, und die Freude, die Lust am Leben ist mir von Hause aus Bedürfniß. Doch Kummer und Noth sind mir schon in frühen Jahren nahe getreten. Wenn Andere meines Alters die Spiele der Jugend trieben, da stand ich in der Ferne; wenn sie sich putzten, lernte ich, und wenn des Abends aus dem Nachbarhause fröhliches Lachen, wiegende Tanzweisen in meine Dachstube klangen, da sah ich auch noch beim Lampenschein in die Bücher, um mich zur Erzieherin vorzubereiten. An der Wiege ward mir dies nicht gesungen und jene Freuden waren mir gar wohlbekannt. Aber es kam eine Stunde, in der ein plötzlicher Schlag alle unsere Verhältnisse umstieß, vernichtete. Lassen Sie mich darüber hinweggehen. Mir blieb noch ein Onkel, der mir das Nöthige gab, um mir einen Lebensunterhalt erwerben zu können. Auf Schloß Hohenfels fand ich ein Unterkommen.

Sie werden jetzt meine Gefühle, die mich da oben auf der Anhöhe beherrschten, begreifen und auch die Umwandlung, die bei Ihren freundlichen Worten in mir vorging, verstehen. Das Herz einer Zwanzigjährigen ist wie ein Tag im April: Regen

und Sturm, heiterer Himmel und Sonnenschein — traurige Gedanken und Verzweiflung, erwachender Lebensmuth und auflebende Hoffnung. Mit diesen beiden trat ich in das Schloß ein.

Der Graf fand in mir alle diejenigen Eigenschaften, welche ihm noch in seinen reifen Jahren Liebe einflößen konnten. Doch hat er mir dies erst nach langer Zeit gesagt. Als er mich einst nach meiner Vergangenheit frug, ich seiner Aufforderung zu erzählen nachkam und dabei mein ganzes Herz, meine innersten Gedanken ausschüttete, hörte er mich von Anfang bis zu Ende ruhig an. Nachdem ich geendet hatte, sagte er, wie im Selbstgespräch: „Sie war eine Kokette, ein schöner Körper ohne Seele, den die Kammerfrau nach allen Regeln der Kunst bekleidete.“ Wir standen gerade an dem Teich im Parke; unsere Gestalten zeichneten sich vor meinen Augen in dem stillen und klaren Wasser ab. Plötzlich kam es in Bewegung — ein Stein war auf der andern Seite von Kurt hineingeworfen worden — und auf und nieder tauchten die beiden Gestalten, entfernten sich, näherten sich, bis das aufgeregte Element nach und nach still wurde und mir das Spiegelbild wieder in ruhiger Klarheit vor Augen lag. Ich freute mich im Stillen desselben und ein geheimes Vergnügen bemächtigte sich meiner; doch plötzlich war es wie ausgelöscht, der Wasserspiegel nahm eine dunkle Farbe an, als wenn ein gewaltiger Schatten auf ihn herabfiele. Als ich den Blick in die Höhe richtete, sah ich eine schwere schwarze Wolke vor der Sonne liegen. Mich ergriff eine Angst, eine entsetzliche Furcht vor einem heraufziehenden Unheil.

Der Graf unterhielt sich, wie ich schon angedeutet, gern mit mir, und ich fand an seinen Gesprächen ein nicht gewöhnliches Interesse. Die wirklich chevalereske Form, in der er sich mir stets näherte, machte auf mich nach und nach einen tiefen Eindruck. Ach Doktor, es that mir so wohl, beachtet zu werden. Die arme Gouvernante mußte den lieben, der ihr tausendfache zarte Aufmerksamkeiten erwies, ihr, die Jahre lang unbeachtet geblieben, wie sie auch stand und ging. So kam es, daß ich ihn schließlich liebte.

Doch wozu erst diese Schilderungen? . . . Der Graf ließ unserem Herzensbunde die kirchliche Weihe geben. . . . Ja, Doktor, sehen Sie mich nur an! Die vor Ihnen sitzt, ist eine rechtmäßige Gräfin Hohenfels. Der Geistliche, welcher unter dem Patronat des Grafen stand, traute uns in der Mitternacht am Altar der Dorfkirche. Nur die nothwendigsten Kerzen erhellten den Raum; eine tiefe Dunkelheit lag vor mir und hinter mir. Der ehrwürdige Priester zitterte und war hoch erregt über das Seltsame des ganzen Vorganges. Der Bruder desselben war der einzige Trauzeuge. Der Graf nahm ihnen Stillschweigen ab — auf unbestimmte Zeit.

So verlebten wir in heimlicher Ehe ein glückliches Vierteljahr. Als an jenem Abend mein Gemahl das Rencontre mit dem Baron gehabt hatte, bot ich alle meine Beredtsamkeit auf, ihn von dem Duell abzuhalten; es war vergeblich. Ehe er schied, übergab er mir einen Brief an seine Mutter. „Ich hoffe“, sagte er mit gepreßter Stimme, „daß Du ihn nicht brauchen wirst.“

Er ging. Ich verbrachte den heraufdämmernden Morgen in einer Qual sondergleichen. Bald betete ich, bald rang ich die Hände, bald ging ich hastig hin und her, mich verzehrend in Sorge und Angst, bald stand ich am Fenster und sah hinaus. Meine Augen, heiß und geröthet, irrten an den unbestimmten Linien des Horizonts einher; grau lag die Ferne vor mir und düster zeigte sich mir das Bild meiner Zukunft. Ich sah im Geiste den Kampfplatz, sah die Gegner sich gegenüberstehen und hörte den Schuß, der ihn zu Boden streckte.

Doch, was konnte ich armes Weib thun? Ausharren, geduldig warten! — Als der Nebel sich zerstreute, es heller und heller wurde, die Sonne den Weg beschien, auf dem er zurückkommen mußte, und ich dann den Wagen langsam heranfahren und abbiegen hörte, da ahnte ich den Ausgang des Duells. Ich hatte kaum noch die Kraft, mich aufzuraffen und Sie aufzusuchen.“

Nach langer Pause fuhr sie fort, wobei ihre Stimme schwächer und schwächer wurde, so daß ich sie zuletzt kaum verstehen konnte:

„Heute, am Spätnachmittag, ließ ich mich bei ihr anmelden, in der Absicht, den Brief zu übergeben und mich zu entdecken. Ich trug Verlangen nach einem Menschen, dem ich meinen Schmerz klagen, in dessen Herz ich Alles, was mich drückte, ausschütten konnte. O Doktor! ich wollte mich der nähern, die die Mutter meines verewigten Gemahls ist. Als ich in das Boudoir trat, befand sie sich vor dem Kamin; ihre Augen waren auf das Feuer zu ihren Füßen gerichtet, und zusammengesunken lag ihre Gestalt in dem Fauteuil. In dem Blick, den sie zu mir erhob, sah ich einen finsteren Ausdruck. „Sie wünschen, Mademoiselle Adele?“ Ich hatte sie kaum verstanden; meine Aufregung trieb mir das Blut zu Kopf, es hämmerte, pochte darin und drohte, mir die Schläfe zu sprengen.

„Ich stürzte an ihre Seite und hielt ihr den Brief ihres Sohnes, meines Gemahls entgegen. Sie fuhr zurück und sah mich mit einem lauernden Blick an. „Eine Bittschrift? Nun, wir werden ja sehen.“ Bei diesen Worten ergriff sie langsam den Brief, einen flüchtigen Blick auf denselben werfend. Ihre Augen zogen sich zusammen und wie zweifelhaft sah sie bald mich, bald das Papier in ihrer Hand an.

„Ciel! Die Aufschrift von der Hand meines Sohnes!“ rief sie aus, dann riß sie schnell den Umschlag ab und begann mit fliegender Hast zu lesen. Ihr Athem wurde lauter und lauter, abgerissene Worte und Sätze drangen an mein Ohr:

„Die Verhältnisse . . . meine Liebe . . . zu . . . Adele . . . das Duell ist . . . eine Folge . . . der Beleidigung . . . meiner . . . Gemahlin . . . Ich weiß wohl, daß . . . Ihre Zustimmung . . . . Heirath . . . niemals . . . eine Verständigung nicht . . . Kommt dieser Brief in Ihre Hände . . . . nicht mehr . . . unter den Lebenden . . . Wenn eine Schuld . . . durch den Tod . . . . Letztes Vermächtniß . . . . Meine Gemahlin schutzlos . . . Ich beschwöre Sie . . . Adele . . . als solche . . . anzuerkennen . . . und sie an Ihr Herz . . .“

Plötzlich trat eine tiefe Stille ein, eine Stille, welche fürchterlich war; in ihr bereitete sich mein ferneres Geschick vor. Ein kurzes, heiseres Lachen machte mich aufschauen; ich sah, wie der Brief in das Kaminfeuer flog. Die Gräfin hatte sich erhoben und sprach mit der Ruhe einer vollendeten Weltdame: „Ich bedauere, den Wunsch meines Sohnes nicht erfüllen zu können.“

Adele schwieg erschöpft; ich war tief erschüttert. Draußen mochte sich die Kraft des luftigen Elements noch gesteigert haben. Ein Windstoß fuhr in den Schlot; das Feuer im Ofen loderte höher auf und einzelne Funken flogen in das Zimmer. Mitten in diesem Aufruhr hörte ich die leise Stimme Adelens: „Man lebt und liebt — und stirbt, wenn man nicht lieben kann.“

In dem kleinen Häuschen, Ihnen ja wohl bekannt, brachte ich die Schwerkranke unter. An ein Verfolgen ihrer Rechtsansprüche war unter diesen Verhältnissen nicht zu denken; sie wollte es auch nicht. Ich habe gethan, was ich nur thun konnte, habe alle Künste und Mittel meiner Wissenschaft aufgeboten, aber es war Alles vergeblich — sie starb.

Die Gräfin-Mutter ist ihr bald nachgefolgt. Ich glaube annehmen zu können, daß ihr die Erkenntniß ihres Unrechts geworden. Die Vorurtheile werden wohl in der letzten Stunde dahin geschwunden sein und sie wird die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Liebe in jeglicher Gestalt des Menschen Bestes ist.

Was das Verhalten des Grafen anlangt, so kann ich eine bestimmte Erklärung nicht geben. Die Räthsel des Menschenherzens sind schwer zu lösen.

Da drüben aber, auf dem Friedhof an der Berglehne, ruht Adele nun schon dreißig Jahre; der Grabstein trägt die Inschrift, die sie sich gewünscht:

Das fremde Fräulein.

* **Auf Trojas Boden.** In der letzten Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin konnte Professor Virchow vier Briefe des Dr. Schliemann vorlegen, aus denen unter Anderem hervorging, daß der berühmte Durchforscher Trojas neuerdings in Bezug auf die Chronologie und die Klassifikation seiner Funde zu einer von der früheren abweichenden Anschauung gekommen ist. Es hat sich durch die Ende vorigen Monats begonnenen Tiefgrabungen herausgestellt, daß die gefundenen Schätze im Schutt der zweiten, nicht wie man bisher annahm, der dritten Stadt gelegen, daß somit in großen Zügen die frühere dritte der zweiten und die frühere zweite der ersten Stadt entspricht und daß die zweite wie die dritte Stadt durch Feuersbrünste zerstört worden sind. Die erste, zu unterst liegende Stadt war nur eine kleine, burgähnliche Niederlassung, die sich durch ihre kolossalen Mauern und Gebäude auszeichnete und die eine sehr lange Zeit bestanden haben mag. Auf ihren Trümmern, die man einfach planirt hatte, wurde alsdann die Akropolis der zweiten Stadt errichtet. Jene großen Ziegelsteinblöcke, die man bisher für Theile der Stadtmauern der dritten Stadt hielt, sind den neuen Untersuchungen zufolge die Ueberreste von zwei großen tempelartigen Gebäuden der Akropolis der zweiten Stadt, die außerdem nur noch aus fünf bis sechs kleineren Gebäuden bestand und an die sich eine Unterstadt anschloß, die vorübergehend eine große Ausdehnung gehabt haben mag. Ausgegraben sind von dieser Akropolis jene beiden Tempel, deren einer innen 10 Meter breit und, soweit es sich überblicken läßt, 30 Meter lang ist und dessen 1,20 Meter dicke Mauern auf 3 Meter tiefen Fundamenten ruhen, während der einzige große Innenraum mit einspringenden Wandpfeilern geziert zu sein schien; während der andere anscheinend etwas später errichtet, zum großen Theil noch unter den kleinen Wohnhäusern der dritten Stadt verborgen liegt. Ausgegraben ist ferner ein Wohnhaus und ein Thor mit nur einem Verschluß, das somit wohl nicht nach Außen, sondern in die Unterstadt hinab geführt hat. Die Mauern der zweiten Stadt sind vorzüglich konstruirt und mit den massigen, aber primitiven Wällen der älteren Stadt nicht zu vergleichen. In allerneuester Zeit ist Schliemann bei den Ausgrabungen der zweiten Stadt noch auf ein zweites Thor gestoßen, mit dessen Freilegung er zur Zeit beschäftigt ist. Als nun die zweite Stadt durch Feuer zerstört war, begann man, und zwar unter Benützung der Trümmer dieser, die dritte Stadt zu errichten, die nur kleine, winzige Gebäude aufweist. Der Umstand, daß man die Steinreste der zweiten Stadt benützte, erklärt es, daß man charakteristische Bauwerke dieser Stadt nicht gefunden. Die Mauern dieser gleichfalls durch Feuer zerstörten Ansiedelung sind aus bedeutend schlechterem Material hergestellt. Schliemann, der im Ganzen jetzt 150—160 Arbeiter beschäftigt, hat gleichzeitig auch den auf der Thrakischen Chersonesos liegenden Grabhügel des Protesilaus untersucht und dort interessante Funde gemacht.

* **Eine brennende Pflanze.** Die „Neue Züricher Zeitung" theilt über diese merkwürdige Pflanze Folgendes mit: Dictamnus Fraxinella und Dictamnus fraxinella albus, erstere roth, letztere weiß blühend, zu deutsch Diptam, auch Ascherwurz, Spechtwurz genannt, wild vorkommend in vielen Gegenden Mitteleuropas, gehören den Rutaceen an. Trotz ihres wilden Vorkommens sollten diese schönen Stauden mit ihren dunkelgrünen, unpaarig gefiederten Blättern, mit ihrem Blüthenstande in verlängerter Traube, wegen schönen Aussehens, schönen Geruches und der Eigenthümlichkeit, entzündbar zu sein, „ohne verzehrt zu werden", mehr beachtet werden, umsomehr, da sie die einzig bekannte Pflanze ist, der diese Eigenthümlichkeit beiwohnt. Nicht nur einmal lassen sich die ganz erblühten Trauben von unten her durch ein brennendes Schwefelhölzchen zum lebhaften Aufflammen bringen, dabei Rauch und starken Geruch verbreitend, sondern nach ein bis zwei warmen, trockenen Tagen kann das eigenthümliche Experiment wiederholt werden, aber nur zu einer Zeit, wo sich kein Thau oder sonstige Feuchtigkeit auf den Blüthenstengeln befindet, und sind sie deshalb überhaupt leichter am Tage als am Abend oder gar Nachts, wo doch immer mehr oder weniger Thau fällt, zu entzünden. Die Entzündbarkeit bleibt der Pflanze, bis die Samen fast reif geworden und die Blüthenstengel abzutrocknen anfangen, und ist durch starke Absonderung ätherischen Oeles und Harzes leicht zu erklären. Gärtnern, welche Diptam in Masse heranziehen wollen, sei der Rath gegeben, die Samen sofort nach der Reife der Erde anzuvertrauen, da sie sonst nicht aufgehen, während so behandelt, jedes Korn keimt und spielend Tausende von Exemplaren zu erziehen sind.

* **Ein seltener Genuß.** „Wenn Ihr mal recht was Apartes essen wollt", sagte Dr. H. zu seinen Freunden, „so kommt heute Abends zu mir, ich habe da ein frisches, ganz besonders großes Straußenei aus dem zoologischen Garten mitgebracht und will, da es delikat schmecken soll, Rührei davon zubereiten lassen." Bereitwilligst sagten die Freunde zu, und als ihnen am Abend der Gastgeber das in der That riesige Straußenei präsentirte, waren sie nicht wenig begierig, es auf seinen „inneren Werthgehalt" zu probiren. Nachdem Dr. H., der selbst die Zubereitung des Rühreies überwachen wollte, einige Minuten in der Küche war, öffnete er die Thüre zum Speisezimmer und rief einen der Gäste auf einen Augenblick heraus: „Du, höre mal, ich fürchte, wir können's mit dem Rührei nicht riskiren; es kommt mir nicht ganz geheuer damit vor!" Freund A. riecht und riecht und gelangt schließlich auch zu der Ueberzeugung, es sei nicht frisch und man könne es keinesfalls den Gästen vorsetzen. „Ja, aber was nun thun?" jammert Dr. H., „drin sitzen die Geladenen und harren auf den seltenen Genuß und . . ." — „Weißt Du was?" unterbricht ihn der um eine Aushilfe nie verlegene Freund — „nimm ein Dutzend Hühnereier!" — „Rührei von Hühnereiern? Ja, aber Bester, das ist doch ganz was Alltägliches!" — „Selbstverständlich mußt Du es Deinen Gästen als Straußen-Rührei vorsetzen!" — „Na, dann also hurtig an's Werk." In wenigen Minuten war das Rührei auf das Appetitlichste zubereitet und den Gästen servirt. „Ah!" machte der erste, nachdem er eine Gabelspitze genommen, „wie das gleich anders schmeckt, ungleich feiner als das gewöhnliche Rührei!" — „Ich", bemerkte ein anderer, „kann nicht gerade etwas so sehr Besonderes daran finden, es hat ja natürlich einen ganz anderen Geschmack als Rührei von Hühnereiern, aber" — — „Na, ich für meinen Theil", ruft ein dritter, „muß Ihnen nur sagen, liebster Doktor — so leid mir's auch thut — daß mir ein gewöhnliches Rührei zehnmal besser schmeckt als dieses aparte Straußen-Rührei!" — Freund A. und Dr. H. sahen sich über den Tisch verständnißinnig an! Ob sie es ihren Freunden, verrathen, welchen Streich sie ihnen gespielt?

Prolog

zur Eröffnung des Konzerts zu Gunsten der nothleidenden russischen Juden

im Verein junger Kaufleute zu Posen am 6. Mai.

Als Gott den Menschen schuf nach seinem Ebenbilde,
Verlieh er ihm zwei mächtige Gewalten;
Und friedlich hinversetzt in freundliche Gefilde,
Ließ ihn der Schöpfer irdisch sich gestalten.
Er gab ihm Macht, zu bilden, zu vernichten,
In's Herz ihm pflanzend unbewußte Triebe;
Aus ihnen keimt, den Erdensohn zu richten,
Zerstörend und erzeugend — Haß und Liebe!

Doch eh' der Mensch der Liebe Segen konnt' erfassen,
Die Gott ihm gab von seinem eignen Wesen
Als höchstes Gut, lernt er den Bruder schon zu hassen
Und Neid und Haß verleiten ihn zum Bösen.
Was Lieb' geschaffen, stürzet er zu Trümmern
Und Blut und Elend zeichnen seine Bahnen;
Jahrtausende durchdringt ein schaurig Wimmern,
In wüstem Haß verhallt der Gottheit Mahnen.

Doch wie aus Nacht und Chaos eine Welt entstanden,
Die Wolkenschicht der Sonne Strahl durchdringet,
So leuchtet auf, erlöst aus lang' getrag'nen Banden,
Die Liebe, die sich auf zum Aether schwinget.
Vom Himmel steiget sie zur Erde nieder,
Den Menschen küßt sie, brechend seine Ketten;
Und er erkennt, daß alle Menschen Brüder,
Entflieht dem Wahn — die Gottheit sich zu retten.

Nicht fühlt der Mensch sich einsam mehr auf weiter Erde,
Denn heil'ger Boden ist, wo Menschen wohnen;
Der Fremdling faßt die Freundeshand am fremden Herde
Und Liebe pred'gen neue Religionen.
Ein Gottesfunken fällt in ird'sche Herzen;
Die Brust erbebt von lang' geträumter Wonne,
Und eine Welt, befreit von Erdenschmerzen,
Sieht leuchten über sich die Friedenssonne.

Doch nicht zur Gottheit kann der Mensch sich voll erheben,
Nichts Irdisches bewohnet jene Höhen;
Auf Geistesflügeln kann er wohl gen Himmel schweben,
Die Gottheit selbst, er darf sie niemals sehen. —
Schon glaubten wir das höchste Ziel erstritten
Und Glaub' und Liebe ewig sich verbunden,
Da tönt ein Schreckensruf aus fernen Hütten
Und wüster Haß schlägt tausendfache Wunden.

Wie eine Mär aus längst vergang'nen grauen Tagen,
Wo Glaubenshaß mit Barbarei gepaaret,
Ertönen jetzt von Osten dumpfe Todesklagen
Von grauser That, daß jedes Herz erstarret.
Es muß die Schmach die ganze Welt erleiden,
Der Menschheit Genius das Haupt verhüllen
Ob der Verstoß'nen, die von dannen scheiden,
Auf fremder Erde ihre Pein zu stillen.

Doch sieh'! Was einst im Lauf der Zeiten ward errungen,
Was uns ein Gott verlieh'n als schönste Gabe,
Was durch Jahrtausende der Dichter hat besungen —
Die Liebe ist's, erstiegen aus dem Grabe.
Schon reicht die Hand in feierlicher Stunde
Ein Volk dem andern hilfreich sonder Zagen,
Und so vereinigt, lindern sie die Wunde,
Die Finsterniß den Brüdern hat geschlagen.

Auch diese Stunde sei solch' edlem Ziel geweihet;
Es ist ein Zoll, gebracht dem Guten, Schönen,
Und durch die Kunst, die uns vom Irdischen befreiet,
Erklingt die Seele aus in sanften Tönen.
Und wo harmonisch Töne sich gestalten,
Zieht in die Herzen Edelmuth und Milde.
So möge stets die Menschenliebe walten,
Da Gott uns schuf nach seinem Ebenbilde!

H. M.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (E. Röstel) in Posen.